

Amerikana.

G. Baltimore, Jan. 1886.

In der Hauptstadt sind es zwei politische Parteien, die sich in Amerika die Herrschaft streitig machen, das sind die demokratische und die republikanische. Klare, bestimmte Principien befolgen weder die Eine noch die andere. Ihrer historischen Entwicklung nach ist die demokratische die ältere aus der Zeit vor dem Sezessionskriege, die ihren Anhang hauptsächlich in den südstaatlichen Districten hat, während die republikanische, als Bekämpferin der Sklaverei sich zur Zeit der Sklaven-Emancipations-Bewegung als Grönerin des alten Systems bildete und mit der Befreiung desselben im Jahre 1861 durch die Wahl des Präsidenten Lincoln auch an's Ruder der Regierung kam. 24 Jahre lang blieb sie im Besitze der Macht, bis im vergangenen Jahre der demokratische Präsidentschafts-Candidat obseigte. Die 11 Jahren zu diesem Umfchwung waren unschwer zu erkennen, denn auch ernsthafteste, treue aber umsichtige Republikaner sprachen es offen aus, daß ein Regierungswechsel nöthig sei. Nicht wie drüben, giebt es hier in Amerika einen gesuchten Beamtenstand, sondern die jeweilig zur Herrschaft gelangende Partei wirft rückwärts die von der vorigen, antipodischen Partei-regierung ernannten Beamten aus ihren Stellen und besetzt die Letzteren aus Anhängern der eigenen Partei. Einmal werden dadurch Part-Verbindnisse belohnt, dann aber sichert man sich auf diese Weise ein ganzes Heer von stimm-sicheren Wählern, die mit dem Fall der eigenen Partei-regierung auch die eigene Stellung verlieren würden. Natürlich muß dabei auch einflußreichen Beamten mancherlei durch die Finger gesehen, mancher häßliche Parteistreich, der öffentliches Mergerniß erregen könnte, vertuscht werden. Und in dieser Beziehung hatte es die republikanische Regierung zu einer traurig hohen Vollendung gebracht, am schlimmsten wohl während Grant's Präsidentschaft, der deshalb auch, als er zum dritten Mal als Präsident candidirte, unterlag. Es bildete sich deshalb noch vor der letzten Wahlcampagne eine Partei der Unabhängigen (independents) die unabhängig von der Parteistellung eine gründliche Säuberung des Beamten-thums verlangten. Thatsächlich ist ja das amerikanische Volk um viele Millionen bestohlen worden, und durfte es Carl Schurz wagen in öffentlicher Rede in Brooklyn dem vorjährigen republikanischen Präsidentschafts-Candidaten Blaine vorzuwerfen, daß er seine amtliche Stellung als Sprecher des Congress benutzt habe, für sich Gelder zu verdienen. Er warf es Blaine nicht allein vor, sondern bewies die Richtigkeit seiner Behauptung auch durch eigenhändige Briefe von Blaine, die durch eine Indiscretion eines seiner Ge-treuen an die Öffentlichkeit gelangt waren, und konnte weiterhin Blaine als Vaguer öffentlich brandmarken. Obgleich nun die republikanische Regierung über das ganze Beamten-personal verfügen konnte, obgleich ihr eine viel größere Summe für Wahlbestechungen und Führung der ganzen Wahlcampagne zur Verfügung stand, gelang es doch dem rechtlich und redlich denkenden Theil des amerikanischen Volkes, den Candidaten der vereinigten demokratischen und unabhängigen Parteien als Präsidenten, wenn auch mit geringer

Majorität, durchzubringen. — Es wurde soeben gesagt, daß der republikanischen Partei mehr Mittel zu Gebote gestanden hätten. Dies erklärt sich aus Folgendem. Die republikanische Partei ist die Schutzpartei par excellence und hat deshalb alle die großen Vorkenmonopolisten und Finanzleute auf ihrer Seite, während die demokratische Partei wohl auch einen vernünftigen Schutz nicht verweist, aber gegen die Ausbeutung des Zollsystems einzelner Financiers von einzelnen Territorien vorgeht. In letzterer Beziehung ist speziell das eisen-industrielle Pennsylvania interessant, das am liebsten die Einfuhr allen ausländischen Eisens verboten sehen möchte. Dann aber mußte die republikanische Regierung sich auch Gelder dadurch zu verschaffen, daß sie zur Bekämpfung der Wahlcampagne ihren Beamten schon Monate lang vor der Wahl pro Rata ihrer Befolgung Abzüge an ihrem Salair zu Gunsten des Wahlfonds machte. Cleveland ist nun ein charakteristischer, energischer Mann, der nicht als blinder Parteipolitiker wirkt, sondern unbeirrt durch alle Anfechtungen seinen Weg geht und darum auch die politisch und moralisch gesunde Majorität der Bevölkerung auf seiner Seite hat. Unterflüht wird er dabei in erster Linie auch durch die unabhängige Partei und deren Abzweigung, die Civil-Service-Reform-Partei, die das bisherige Parteiwesen bei der Befolgung der Beamtenstellen beseitigen möchte.

In Nachfolgendem bringen wir nun einen Auszug aus der Rede, die unser Landsmann Carl Schurz kürzlich bei der Jahresversammlung der Massachusetts-Civil-Dienst-Reform-Gesellschaft in Boston gehalten hat. Unser beschränkter Raum nöthigt uns die Einleitung wegzulassen und in der Mitte der Rede abzubringen, doch ist das meist Interessirende in dem Mitgetheilten enthalten. Der Redner sprach:

Es ist nicht nach Allem überraschend, nicht daß die Civil-dienst-Reformbewegung in letzter Zeit so energisch vorgeschritten ist, sondern vielmehr, daß dieselbe so lange hat auf sich warten lassen? Ist es nicht eine Schmach und eine Schande, daß etwas so Verabschuldungswürdiges wie das Ausbeutungs-System sich in einer großen Republik über einer erleuchteten und hochsinnigen Bevölkerung so lange hat halten können, ja, daß es sogar als eine eigenthümlich amerikanische Einrichtung und als wesentlich zu einer richtig demokratischen Regierung gehörig verteidigt wird. Wir sind lange Zeit daran gewöhnt gewesen, von der Sklaverei und der Vielweiberei als zwei Uebelreusen aus dem Barbarenthum in dieser Republik zu sprechen — das Ausbeutungs-system erwähnt als dritter solcher Uebelreusen aus dem Barbarenthum erwägt zu werden und steht schier auf derselben Stufe wie die beiden anderen. Es gab eine Zeit, wo die Armen sich aus solchen Leuten rekrutirten, die sich anwerben ließen in der Aussicht auf Vererbung verwüsteter Gegenden und eroberter Städte. Die moderne Civilisation verabscheut solche Praktiken als uns würdevoll. Welcher gute amerikanische Bürger würde nicht seine Hand mit Schreden erheben gegen einen Vorschlag, unsere Armee auf Grund solcher Basis zu rekrutiren. Und doch hat das amerikanische Volk thatsächlich auf politischem Gebiete gethan, was es auf militärischem mit Absehen von sich weisen würde. Es hat seinen politischen Parteien erlaubt, sich Anhänger zu erwerben durch Verprechung von politischen Aemtern als Parteibente. Zwischen einer sieg-

reichen Soldateska, die eine eroberte Stadt sich zuignen, und einer siegreichen politischen Partei, welche die öffentlichen Aemter als Parteigut für sich in Anspruch nimmt, besteht nur der Unterschied zwischen militärischer und bürgerlicher Barbarei. Bei Leuten, die sich selbst achten, sollte das Sinnen auf Raub und Beute sowohl in der Politik wie im Kriege gleich unmöglich sein. Ebenso wie es einer bürgerlichen Gemeinschaft unwürdig ist, ist es auch beschimpfend für ein freies Volk. Kaum begreiflich ist es, wie ein Amerikaner, der den guten Namen seines Landes hochhält, das Ausbeutungs-system als etwas eigenthümlich Amerikanisches verteidigen kann; und es kann keine abjurdere und gefährlichere Regierung geben, als der Glaube, daß das Ausbeutungs-system ein wesentliches Moment der demokratischen Institutionen sei, ja daß es überhaupt nur mit einer wirklich demokratischen Regierung vereinbar sei. Und doch geschieht es gerade im Namen des Amerikanerthums und der Demokratie, daß Präsident Cleveland auf's Festigste gedrängt wird, das Ausbeutungs-system in vollem Umfange wieder herzustellen. Wenn es etwas in der Organisation und Leitung einer Regierung giebt, was ein echter Demokrat verabscheut, so sind das Vorrechte und Begünstigungen. Und auf Vorrechten und Begünstigungen beruht das ganze Ausbeutungs-system: Das Vorrecht einflußreicher Politiker, über die Befetzung öffentlicher Aemter als deren Patrone zu verfügen, indem sie dieselben als persönliche oder politische Gunstbezeugung vergeben. Es ist eins der Grundprinzipien dieser Demokratie, daß das Volk ein Anrecht hat auf die bestmögliche Art regiert zu werden, daß kein Interesse, sei es das einer politischen Partei oder eines noch so bedeutenden Mannes, sich dem in den Weg stellen darf, und daß weiterhin alle Bürger, wie sie dieses Anrecht auf eine gute Regierung haben, so auch einen Anspruch auf öffentliche Aemter haben nach Maßgabe ihrer Befähigung, für das öffentliche Wohl dienlich zu sein; daß für das gleiche Verdienst auch gleiche Ausichten sich eröffnen müssen und daß das Verdienst berechtigt ist, zu einer Gelegenheit sich auszuweisen, so daß es die Ausichten sich eröffnen kann, die es rechtmäßiger Weise beanspruchen kann. Das echte demokratische Prinzip verlangt daher, daß jeder Bürger in seinem Rechte sicher gestellt werde auf seine Ansprüche gemäß Verdienst und Fähigkeit, und daß Vorrecht und Begünstigung in der Befetzung von Aemtern ausgeschlossen seien, da sie die fähigen und verdienstvollen Leute ihrer Rechte zum Vortheil der Mächtigen und ihrer Günstlinge berauben; dies ist wahre Demokratie und dies der Grundgedanke der Civil-Reform. Es wurde soeben gesagt, daß die Aemter dem Volke zugänglich sein sollten. Und das müssen sie. Aber was bedeutet das? Bedeutet es, daß sie nur zugänglich sein sollen für solche, welche selbst Einfluß besitzen oder Politiker mit mächtigem Einfluß hinter sich haben? Nein, es bedeutet, daß die Aemter allen Leuten zugänglich sein sollen, die derselben fähig sind; daß sie am ersten offen sein sollen für die, welche sich am fähigsten für dieselben erweisen; und daß eine freie Gelegenheit gegeben werde, zu zeigen, wer der geeignetste Mann für ein Amt sei, möge er reich oder arm, Politiker oder Nicht-politiker, durch Einfluß gehalten oder nicht gehalten sein. Unter dem Ausbeutungs-system waren die Aemter nicht für die Masse des Volkes offen, sondern fast ausschließlich für wenige Bevorzugte, die durch Einfluß der im Besitz der Macht Befindlichen

Zum Lindwurm.

Roman von H. Henz.

(Fortsetzung.)

„So?“ fragte der alte Herr verwundert, „das habe ich auch nicht gewußt. Aber ich glaube es, ich glaub's, der Brief war entschieden eine Antwort. Und Sie haben's dem Stadtrath hinreichend deutlich gemacht?“

„Ja, Herr, ich habe ihm alles gesagt, und da wurde er ganz bloß, und nachher gab er mir Geld —“

„So! So!“ murmelte der Justizrath, da haben Sie gerade eine gute Stunde getroffen: möchte diese Stimmung bei ihm anhalten, das wäre auch für das Kind zu wünschen, das liebe Mädchen.“

„Ich habe gar nicht einmal nach dem Kinde fragen können,“ fuhr die Frau fort, „er ging so rasch davon, nicht einmal danken konnte ich ihm. Wie freue ich mich, die Kleine zu sehen!“

„Die Kleine ist ein großes schönes Mädchen geworden,“ sagte der alte Herr lächelnd, „und sieht ihrer Mutter zum Verwechseln ähnlich; Sie werden sich wundern. Aber nun wünsche ich wirklich, Sie kämen wieder ins Haus, der Tochter wegen.“

„Wie gern möchte ich das, Herr Justizrath! Ich wollte alles thun, was ich der Herrschaft an den Augen absehen könnte, und für das Fräulein sorgen —“

„Wie eine Mutter, meinen Sie, Christel. Ja, wenn die noch eine Mutter hätte!“ sagte der alte Mann fast leise. „Es wäre ein Segen, denn Tante Rose ist nicht die geeignete Person, das Vertrauen des jungen Mädchens zu gewinnen. Na, wir werden ja sehen; ich spreche Carstens in den nächsten Tagen und auf meinen Rath gibt er etwas. — Apropos, wissen Sie denn, daß der Vetter der verstorbenen Frau Carstens hier im Hause wohnt, der Leutnant v. Fliesen?“

„Hier im Hause?“ fragte die Frau erstaunt und trocknete die Thränen, die immer wieder vorgebrungen waren. „Und kommt er in den Lindwurm, kennen Sie sich?“

„Er kennt nicht nur meinen Freund Carstens, sondern auch das Fräulein; — leider — möchte ich sagen. Adieu denn, Christel, und wenn meine Frau zurückkehrt, dann lassen Sie sich einmal bei uns sehen.“

Mit diesen Worten schritt der Justizrath zur Thüre, aber er wendete sich nochmals um und sagte hinzu: „Ich möchte Sie überhaupt einmal sprechen, Christel, — das heißt gelegentlich, zumal wenn Sie wieder in Dienst treten bei Carstens. — Erinnern Sie sich vielleicht noch, ob die Verstorbenen, die Ihnen ja das vollste Vertrauen schenkte, unter Briefe aus Amerika erhielt?“

Bei dieser Frage, die der alte Herr langsam, Wort für Wort, aussprach, blickte die Frau ihn sinnend an und schüttelte leise den Kopf. Da aber sagte sie plötzlich: „Ja, ja, einmal, — das weiß ich — hatte sie einen Brief erhalten und sie zeigte ihn mir und meinte: „Christel, der kommt weit her, aus Amerika.“

„Wann war das, Christel?“

„Je nun, Herr Justizrath, das muß wohl lange vor ihrem Tode gewesen sein, aber ich erinnere mich nicht mehr genau.“

„Schon gut! Der Ort, woher der Brief kam, ist Ihnen wohl nicht bekannt?“

„Nein, Herr Justizrath,“ versicherte die Frau. „Ich weiß nur, daß die Gnädige sich sehr über den Brief freute und ihn sorgfältig aufhob. Wie der Ort heißt, woher er kam, das habe ich wohl nie gewußt.“

„Adieu denn, Christel,“ sagte der alte Herr und gab ihr die Hand. „Sehen Sie sich mal den Leutnant an, ein prächtiger Mensch, der von seiner Mutter keinen Zug hat. Adieu!“

VIII.

Justizrath Neumann war der beliebteste und beschäftigteste Rechtsanwalt, oder wie damals gesagt wurde, Justizkommissarius der Stadt, und außerdem ein Mann von unerschöpflicher, bisweilen stark mit Sarkasmus gefärbter, guter Laune; ein Freund der Bedrängten und Feind allen falschen Flitters. Seine Familie bestand aus Frau und Tochter, welche letztere er im vorigen Jahre an einen Gutsbesitzer der Umgegend verheiratet hatte, und bei welcher auch gegenwärtig die Frau Justizrathin zu verweilen genöthigt war. Dem Stadtrath Carstens war Neumann stets ein treuer und ergebener Freund gewesen, er hatte ihn namentlich damals, als die junge Frau so plötzlich starb, vor übereilten Schritten gegen die Familie von Fliesen abgehalten, ihn getröstet und aufgerichtet, und er glaubte jetzt die Zeit nahe, wo er zum

Besten der heranwachsenden Tochter seinen Einfluß würde zur Geltung bringen müssen. Als seiner Menschenkenntnis hatte er bald herausgefunden, daß die Liebe jener beiden jungen Leute nicht eine jener vorübergehenden Leidenschaft sei, wie allerdings die ersten Ansätze vermuten lassen durften; er hatte auch bei einer früheren Gelegenheit dem Leutnant von Fliesen ganz offen sein Mißfallen über die Taktik zu erkennen gegeben, die in der Einnahme des Intimitätsgartens ihren Gipfelpunkt erreichte und ihm gezeigt, wie leicht er den Ruf des jungen Mädchens öffentlich hätte schädigen können. Dann aber hatte er bei sich beschlossen, nachdem er umfassende Erkundigungen über das Vorleben des Offiziers in der Residenz eingezogen, dem jungen Paare möglichst beizustehen; schien es ihm doch gleichsam ein verbindlicher Abschluß des Familiendramas, wenn er mit einer Hirtin endete.

Vorläufig war hieran freilich nicht zu denken, hatte doch Herr Stadtrath Carstens erst vor wenig Tagen seinem Freunde beim Glase Wein mitgetheilt, daß er lieber schon jetzt sein Kind in die Ferne schicken oder gar verheirathen wolle, und dazu biete sich gerade eine vassende Gelegenheit, als länger das Schwachen nach dem Träger eines Namens anzusehen, den er hoffen werde bis zum letzten Athemzuge, ja, er würde sein Kind enterben, wenn sie es versuchte, gewaltfam ihren Willen durchzusetzen. „Ubrigens,“ hatte er hinzugefügt, „Villa hat fest versprochen, jeden Bekker mit dem jungen Herrn zu meistern, und das wird sie halten. Und wohnen wir erst einige Wochen draußen auf dem Gertraudenhof, wird auch die Mahnung an ihre Mutter, die sich ihr von vielen Seiten aufdrängen muß, ohnehin den Namen „von Fliesen“ in ihrem Herzen brandmarken.“

„Diesen Schluß unterschreibe ich nicht unbedingt,“ hatte der Justizrath erwidert, „gerade die Erinnerung an das der Mutter zugefügte Unrecht kann Mitleid mit dem jungen Mann erwecken, welches bekanntlich nicht selten zum Fundament der Liebe wird. Ubrigens, hat denn meine Tochter dieses Versprechen für ewige Zeiten geleistet?“

„Das bleibt sich ganz gleich,“ hatte sein Freund geantwortet, „für die Ausführung ihres Versprechens sorge ich, verlaß dich darauf. Und sollte der junge Herr sich unterstellen, den geringsten Versuch zu machen, wie es z. B. im Pensionat Clemence geschehen ist, so schicke ich Villa sofort

begünstigt wurden. Die Civildienst-Reform hat es unternommen, dieselben dem ganzen Volke zugänglich zu machen. Was ist ihre Methode? Wenn eine Stelle besetzt werden soll, so laßt die- selbe öffentlich alle diejenigen ein, die, von gutem Charakter und physischer Befähigung, gewillt sind, ihre Befähigung für die Stellung zu erweisen. Die Fragen werden nicht mehr wie unter dem Ausbeutungssystem so gestellt: „Wessen Günstling bist Du? Hast Du einen mächtigen Politiker hinter Dir? Oder bist Du empfohlen durch einen reichen Mann, der Geld für den Wohl- stand beisteuert? Oder hast Du sonst irgend einen einflussreichen Protektor hinter Dir, der es werth erscheinen läßt, Dich zu ernennen? Nein! die Frage ist jetzt nicht mehr: „wer steht hinter Dir?“ sondern: „was kannst Du leisten? Setz Dich dahin und gib Beweise von Deinen Fähigkeiten, zeig Deine Schreikunst, löse einige Rechenaufgaben, zeige, ob Du einen richtigen und verständigen Brief schreiben kannst und ob Du die allgemeine Kenntniß Deines Landes und Deiner Regierung besitzt, die jeder amerikanische Bürger haben sollte. Oder wenn Du dich um eine Stellung bewirbst, die mehr oder weniger Qualifikationen als die erwähnte verlangt, zeige, welche praktische Befähigung Du dafür hast.“ Und wenn dann das Resultat einer solchen öffentlichen Prüfung festgestellt ist, dann soll von allen denen, welche sich um die Stellung beworben haben, derjenige das erste Anrecht darauf haben, welcher sich am qualifizirtesten erwiesen hat, möge er nun der Sohn Vanden- bilt's oder irgend eines Lumpensammlers sein; ganz einerlei, ob sie von Gouverneuren und Senatoren der vereinigten Staaten empfohlen sind, oder ob ihr ehrenhafter Charakter nur von einem armen Schulmeister oder Grobschmied bezeugt wird. Das ist das Concurrenzsystem, wie es durch die Civildienst-Reform- Gesetze eingeführt ist, das allein, nichts anderes. Und nun frage ich Sie: unter welchem System sind die öffentlichen Stellen dem Volke am besten zugänglich? Unter dem, welches das Er- langen einer Stellung von dem Einfluß der Machthaber ab- hängig macht, oder unter dem, welches Jedermann eine Ge- legenheit bietet gemäß seiner Fähigkeit, unabhängig von irgend eines Menschen Gunst? Welches System entspricht am meisten der demokratischen Idee, das, welches es als ein Privilegium weniger einflussreicher Personen anerkennt, die Stellen zu ver- geben als Belohnung für dem Mächtigen geleistete Dienstbar- keit — eine Dienstbarkeit, deren sich manch r zu schämen hat — oder das, welches in gerechter Weise die Stellen vergiebt an erwiesene Verdienste und Fähigkeiten, an geistige und moralische Qualifikationen, auf die jeder Mann stolz sein kann. Die politischen Anhänger des Partei-Ausbeutung-Systems lieben die Behauptung aufzustellen, daß die Civildienst-Reform nichts als eine aus England importirte aristokratische Idee sei. Es ist eine ganz englische Idee, eine Idee, die mit dem Wachsthum des demokratischen Prinzips in England groß geworden ist. England hatte sein Partei-Kauf-System in ebenso demokrati- sirenber und schändlichen Weise wie wir. Die öffentlichen

weit genug, und melde das Benehmen des jungen Mannes dem Fürsten persönlich und damit basta;“

„Der „junge Mann“ wird sich nicht unterstellen,“ hatte der Justizrath ersten Ranges geantwortet, „dafür ist er ein zu starker Charakter und außerdem liebt er seine Tochter ehrlich und aufrichtig, hat auch längst den dummen Streich bereut. Ich muß dich überhaupt erlösen, ihm nicht etwa bei unerwünschten Gelegenheiten schroff oder beleidigend gegenüber zu treten; er ist ohnehin übel genug daran.“

„Du plauderst ja wie für einen Delinquenten in foro,“ hatte der Stadtrath nicht ohne Bitterkeit die Rede unter- brochen, „thu' mir den Gefallen, — was geht mich der Mensch an!“

Aber der Justizrath war in seiner Replik fortgefahren, ohne auf den Einwurf zu achten; die Gelegenheit schien ihm zu günstig. Es ist keine Kleinigkeit, eine solche Erbschaft von seinen Eltern anzutreten, bei deren Wohl man bekannt- lich nicht gefragt wird, und ich habe den Fliesen in dieser Richtung unter meinen Schutz genommen. Ebenso aber nehme ich auch deine Villa unter meinen Schutz, das habe ich als Pathe gelobt, unter meinen Schutz gegen jegliches Unrecht, das ihr zugesetzt werden könnte, selbst von deiner Seite, natürlich unbeschadet deiner väterlichen Gewalt. Ich bitte daher nochmals, alter Freund, ängstliche und quäle das Mäd- chen nicht, und empfehle dies auch deiner dame d'honneur, der Tante Rose, die zwar einen guten Cierlichen blickt, aber für das Herz eines jungen Mädchen eine terra incognita ist. Es liegt mir gänzlich fern, dich zur Nachgiebigkeit in dieser Sache überreden zu wollen, aber von Schritten möchte ich dich abhalten, die du später bereuen könntest, wie ich es schon einmal gethan. Du weicht doch?“

„Gut!“ hatte der Stadtrath in seinem schroffen Tone erwidert, „ich werde den Fliesen nicht sehen, so lange er weder an meine Tochter noch an mich zu denken wagt, an- dernfalls — bleibt es bei dem, was ich vordrin sagte.“

„Gebanten kannst du nicht befehlen,“ war die Er- widerung des Freundes gewesen, „und außerdem sind sie umgebene Gäste, zumal der Liebenden, Aber laß uns das Feß zuschlagen.“

Dennoch hatte die Unterredung einen tiefen Eindruck auf den Stadtrath gemacht, wie seine Nachgiebigkeit gegen seine Tochter und sein Auftreten gegen Frau Christel wenige Tage später bewies. Dies empfand auch heute der Justizrath, nachdem er die Wittve besucht hatte. „Der gute, gute Mensch,“ sagte er sich, „geht seit Jahren an diesem Haß zu Grunde, und eben diesem Haß die Spitze abzu- brechen, wäre jetzt vielleicht eine prächtige Gelegenheit. Wahrhaftig, die Christel muß wieder ins Haus, sie ist eine aufgeweckte kluge Person und treu wie Gold.“

So war er nach Hause gekommen, entschlossen, es bei der Einladung der beiden Offiziere bewenden zu lassen; er wollte mit ihnen allein sein heute Abend.

Der große hinter dem Hause gelegene Garten brachte gar wunderbares Obst hervor, das seinesgleichen suchte weit und breit. Am äußersten Winkel desselben, da, wo er an derselben alten Stadtmauer endete wie der Garten des Lind- wirms, nur mehrere hundert Schritt weiter Stromaufwärts, befand sich ein Pavillon, von wo aus man den köstlichsten Fernblick über den Fluß hinweg bis zu den Bergen genoß. Hier war im Laufe der Jahre manch fröhliche Gesellschaft versammelt gewesen, und hier, wo der Gertraudenhof deut- lich vor Augen lag, beschloß der Justizrath dem jungen Mann seine wohlgemeinten Rathschläge zu ertheilen, und ihn nochmals vor jeder unbefonnenen Handlung zu warnen.

(Fortsetzung folgt.)

Aemter standen zur Verfügung mächtiger Edelleute und ein- flußreicher Politiker der herrschenden Partei für ihre Dienst- leute und Günstlinge. Wann blühte dies System am meisten? Als England von seiner Aristokratie regiert wurde; als selbst das Haus der Gemeinen in einem weitgehenden Grade unter der Kontrolle großer Familien-Verbindungen stand; als eine Menge von Parlamentsmitgliedern von elenden Nestern besetzt wurden u. das beschränkte Stimmrecht weitaus unter aristokratischem Einflusse stand. England hat seine Civildienst-Reform, welche das Partei- Kaufsystem über den Haufen warf. Und wann geschah dies? Das Parteiystem verlor seinen Halt, als die Macht der Aristokratie zur Neige ging. Die Nothwendigkeit der Civildienst- Reform wurde erkannt, sobald die demokratische Idee in Eng- land an Stärke gewann, sobald das Stimmrecht ein allgemeines wurde und sobald die Wähler mehr und mehr von dem Ein- flusse großer Grundeigentums-Interessen unabhängig wurden — in einem Wort, sobald die Regierung mehr und mehr in ihrer Zusammenfassung und ihrem Geiste demokratisch wurde. Dieser demokratische Sinn wollte nicht länger dulden, daß die öffentlichen Aemter fernerhin als das Eigentum eines edlen Lord Soudho und eines ehrenwerthen Herrn Soudho angesehen würden, die sie mit ihren Günstlingen und Anhängern besetzen könnten. Dieser demokratische Sinn verlangte, daß das ärmste Kind des Volkes freies Recht haben sollte, mit dem Sohne des reich- sten Pairs sich um ein Amt zu bewerben und es zu erhalten nach Maßgabe der von ihm gezeigten und bewiesenen Fähigkeit; er verbannte die Günstlingswirtschaft; er wies dem fest- befähigten Mann das erste Anrecht zu. Sonderbare Demokraten sind es in dieser Republik, welche im Namen der Demokratie die Civildienst-Reform als eine englische Idee schmähen, während sie an der Patronisirung und dem Partei-Ausbeutungssystem festhalten, das doch einer der größten Mißbräuche war, mit dem das aristokratische England je identifiziert war . . .

Tagesnachrichten.

* Berlin, 11. Febr. (Vom Tage.) Die Ernennung außerordentlicher Mitglieder des kaiserlichen Gesundheitsamts pro 1886 — 1888 ist dieser Tage erfolgt; der Staatsanziger publizirt die betreffenden Namen. Dr. Graf aus Elberfeld, der bekannte national-liberale Landtagsabgeordnete, befindet sich darunter, Prof. Schwanninger u. A. — Zu dem gestrigen parlamentarischen Diner beim Reichstanzler war nahe- zu dieselbe Zahl von Einladungen wie das vorige Mal er- gangen. Unter den Geladenen befanden sich die Abgeordneten v. Köller, v. Bendo, Dr. Gneist, Münnemann, Saro, Giffa, v. Liebermann, v. Balan, v. Dziembowski, Landrath Warth, Nitsch und auch zwei Mitglieder des Centrums in der Person der Herren Febr. v. Huene und Reichensperger. Die Familie des Reichstanzlers war wie das vorige Mal ver- treten, neben dem Chef der Reichstanzlei, Geh. Ober-Regierungs- rath Rottenburg, war auch der Geh. Ober-Regierungsrath v. Kurowski, Dirigent des „Reichs- und Staats-Anzeigers“, geladen. — Mit dem 8. haben in den Kirchen der Erzdiözese Posen-Gnesen die bisherigen offiziellen Gebete, welche „tem- pore sedis impeditae“ (für die Zeit der Behinderung des Erzbischofs) staltanden, aufgehört. — Der Abg. Leloch (Zentrum) hat folgenden Antrag zu der zweiten Beratung des Etats der Eisenbahnverwaltungen gestellt: Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen: Die künftl. Staatsre- gierung zu eruchen: Den Zöglingen der Weisenhäuser zum Zwecke des Besuches ihrer Angehörigen in den Ferienzeiten — auf Empfehlung des Vorstandes der Anstalt — die Hin- und Rückfahr auf den königlich preussischen Staats- und unter Staatsverwaltung stehenden Bahnen in dritter Wagenklasse aller Züge zum Preise der Militairbillets zu gewähren.

* Berlin, 11. Febr. (Vom Tage.) [Zweite Post.] Der Kaiser machte Nachmittags eine Ausfahrt und arbeitete um 4 Uhr mit dem Unterstaatssekretär Grafen Herbert Bismarck. Abends gedenkt er das Ballfest der kronprinzlichen Her- schaften zu besuchen. — Prinz Wilhelm reist morgen Abend mit dem Fürsten Radziwill auf dessen Besitzungen nach Aus- land in der Nähe von Warschau, um an den dort statt- findenden Jagden theilzunehmen. — Prinz Georg von Preußen vollendet an seinem heutigen Geburtstag das 60. Lebens- jahr. — Einen hohen Besuch wird Berlin demnächst er- halten, den persischen Thronfolger, welcher sich auf einer längeren Europa-Reise befindet und zur Zeit in Stambul weilt, wo er vom Sultan mit großer Aufmerksamkeit be- handelt wird. Er reist mit großem Gefolge und gedenkt, wie es heißt, Wien, Paris, London, Berlin und St. Petersburg zu besuchen. — In einem Leitartikel über „politische und kirchliche Agitation“ sagt die Nordd. Allg. Ztg. vom 10. Februar: „In hiesigen katholischen Kreisen hat die Aueßerung eines hohen Kirchenfürsten, mit welcher derselbe die Besorg- niß wegen neuer Friedensstörungen durch das Centrum ab- wies, großen Eindruck gemacht. „Bleiben Sie nur dessen eingedenk,“ so lautete im wesentlichen die Bemerkung des Prälaten, „daß das Centrum nicht die Kirche ist.“ Die Abg. W. will nunmehr wissen, daß Bischof Kopp von Fulda bei seiner neulichen Anwesenheit in Berlin diese Aueßerung ge- than hat. — Die Vorlage betr. die Verlängerung des So- zialistengesetzes ist heute dem Reichstag zugegangen. In der Begründung heißt es:

Es wird die Frage aufzuwerfen sein, ob etwa seit dem Erlaß des letzten Verlängerungsgesetzes thatsächliche Momente in die Erscheinung getreten sind, aus denen die Folgerung ge- zogen werden könnte, daß die Bedingungen für das Fortbestehen seiner Ueberzeugung nicht mehr vorhanden seien. Es könnten als solche Momente in Betracht kommen einmal das Anwachsen der Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten bei der letzten Reichstagswahl, sodann die Ermordung des Polizeiraths Kumpff in Frankfurt am Main. Wenn — so wird argumentiert werden — das Sozialistengesetz weder das durch die wachsende Zahl der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten erwiesene An- schwellen der Bewegung, noch die Verübung anarchistischer Attentate zu vermindern imstande gewesen, so ist damit seine Erfolglosigkeit bewiesen, so liegt es klar vor Jedermanns Augen, daß sein etwaiger Werth für den Schutz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung außer Verhältnis steht zu den schweren politischen Bedenken, welche jedes Ausnahmegesetz, geschweige denn ein gegen die ungehinderte Ausübung wichtiger Freiheiten ge- richtetes erregen muß. Beiden Einwänden ist indessen entgegen- zuhalten, daß ein Gesetz nicht um deswillen von vornherein als unthätig zu verwerfen ist, weil es den erwarteten Erfolg nicht vollständig erzielt hat. Die verbündeten Regierungen sind jebe- mal bei der Vorlage der die Verlängerung des Sozialistenge- setzes bezweckten Entwürfe von der Ueberzeugung ausgegangen

und sie haben auch gegenwärtig keinen Anlaß, an dieser Ueber- zeugung nicht festzuhalten, daß gegenüber den Zuständen, in welche Deutschland ohne den Erlaß des Gesetzes vom 21. Ok- tober 1878 durch die ungehinderte Entfaltung der Umsatzbe- strebungen gerathen sein würde, die heutige durch dieses Gesetz und seine energische Handhabung geschaffene Lage ungerachtet des nur theilweise erreichten Zieles immerhin als eine sehr hoch an- zuschlagende Verbesserung betrachtet werden muß. Freilich sind die Führer der Sozialdemokratie aus dem Reichstage nicht ver- schwunden, sie sind sogar in doppelter Zahl in demselben er- schienen; aber es wird nicht fehlgegangen sein, wenn man an- nimmt, daß, was die sozialdemokratische Bewegung an Breite gewonnen, sie an Intenfität und revolutionärer Energie wenig- stens zum Theil eingebüßt hat. Die großen Massen der hinter den sozialdemokratischen Abgeordneten stehenden Wähler beginnen die ernstliche Vertheilung ihrer Vertreter an den Aufgaben der legislativen Gewalt, namentlich zur gesetzgeberischen Lösung der sozialpolitischen Probleme der Gegenwart zu verlang'n. Es muß an der Hoffnung festgehalten werden, daß von dem Grunde dieser Aufgaben die revolutionären Tendenzen auch bei der Parteilassung allmählich in den Hintergrund treten oder, wenn nicht, die zur Zeit der sozialdemokratischen Führern blindlings folgenden Massen zu der Einsicht gelangen werden, daß auf dem Wege der gewaltsamen Verrückung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung kein Heil für sie zu erwarten ist. Es wäre aber eine Illusion, zu glauben, daß dieser Zeitpunkt bereits gekommen oder auch nur in naher Aussicht stehend sei. Deshalb vermögen die verbündeten Regierungen ihrerseits die Verantwortung dafür nicht zu übernehmen, im gegenwärtigen Augenblicke durch den Verzicht auf die ihnen anvertrauten außerordentlichen Vollmachten den Agitationen der Umsatz- partei wiederum Thor und Thür zu öffnen. Durch diese Er- wägungen rechtfertigt sich der Vorschlag einer anderweiten Ver- längerung des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie um fernere fünf Jahre.

— Berlin, 10. Febr. (Der „Ton der Presse,“ die Zustände in England.) Wenn Jemand begründete Ur- sache hätte, das Thema von dem „Ton der Presse“ nicht in der Öffentlichkeit zur Sprache bringen, so wären es die Mitglieder der deutsch-freimännigen Partei. Unter allen un- befangenen Urtheilern herrscht darüber nur eine Stimme, daß die Agitationspresse dieser Partei den Ton der öffentlichen Discussion und die Beziehungen der verschiedenen Parteien in einer Weise verdorben und vergiftet hat, wie es früher un- erhört gewesen. Dazu bietet, seit die sozialdemokratische Partei eingeangenen, nur die ultimontane System unterster Ord- nung ein Seitenstück. Und dieses systematische Beschimpfen und Herunterreißen von Parteien und Personen anderer politischer Richtung wird nicht etwa in einigen obscuren Winkelblättern getrieben, der Ton wird von derjenigen Presse angegeben, die notorisch zu den Führern der deutsch-freimän- nigen Partei in den allerengsten Beziehungen steht, wenn- gleich ihnen der Muth fehlt, mit dem Namen verantwortlich ein- zutreten, und dafür das eble Institut der Sigredokture von diesen topferen Volkstribunen wieder eingeführt wurde. Trotz dieser ungeheuren Sündenlast, welche die deutsch-freimännige Agitationspresse mit der bellagenerischen Verrohung der politischen Kriegführung auf sich geladen, hat es Herr Nichter für angemessen gehalten, im Abgeordnetenhaus sich über den unanständigen Ton der offiziellen und national-liberalen Presse zu beklagen. Es ist diesen Herrn einfach jedes Gefühl für die unerhörten Verhöhnungen ihrer eigenen Blätter aban- den gekommen, während sie über jedes cinigermassen ver- lehnende Wort von gegnerischer Seite die höchste Empfindlich- keit zeigen. Wenn irgendwo, so ist hier die Mahnung am Platze, erst den Anstoß vor der eigenen Thür wegzufahren.

Bei Besprechung des Sozialistengesetzes in Deutschland ist unzähligmal auf die Arbeiterverhältnisse in England hin- gewiesen worden, die angeblich weit befriedigender sein sollten. Dank der dortigen liberal-freihändlerischen Wirtschaftsgesetz- gebung und einer alten auf Selbsthilfe gerichteten gewer- vereinlichen Organisation, wie sie auch bei uns von fort- schrittlicher Seite als das einzige Mittel zur Gesundung der Arbeiterverhältnisse betrachtet wird. Die Beweiskraft der Verufung auf England, die auch bei den Beratungen über das Sozialistengesetz einen breiten Raum einzunehmen pflegt, wird nun aber stark erschüttert werden durch die neuesten Berichte über die sozialistische Bewegung in London. Es wird dadurch zunächst eine Nothlage und ein Glend der industriellen Arbeiterbevölkerung in England constatirt, wie sie glücklicherweise in Deutschland auch von ferne nicht vorhanden sind. Es beweist dies zum mindesten, daß die Be- hauptungen, die vielfach vorhandene Nothlage der deutschen Industrie sei eine Folge der verkehrten, schutzöllnerischen Politik angesichts der viel schlimmeren Zustände in dem frei- händlerischen England nicht aufrecht zu erhalten sind. Die Londoner Arbeiterbevölkerung hat sich dabei Erfreuen hinge- geben, wie sie in Deutschland auch nur annähernd stattge- funden haben. Man darf gespannt sein, wie die englische Regierung sich diesen bedrohlichen Erscheinungen gegenüber erhalten wird, ob sie auch, wie der deutsche entschiedene Liberalismus, bei dem Princip des Gehenlassens beharren und gegen die sozialistische Bewegung repressive Maßregeln für ebenso unwirksam und verfehlt halten wird, wie positive Reformen.

* Berlin, 11. Febr. (Reichstags.) Der Rest der Währungs- debatte in der heutigen Sitzung des Reichstags bestand fast ausschließlich in einem heftigen Duell zwischen dem Finanzminister von Scholz und dem Abg. von Kardorff. Daß Herr von Scholz der eigenthümlichen Angriffsweise, welche von Kardorff gestern gegen ihn beliebt hatte, eine ungewöhnlich scharfe Abwehr entgegensetzte, war nur natürlich. Offen heraus bezündete er das Kardorff'sche Vor- gehen als einen Ansturm auf seine amtliche Stellung. Das Wichtigste aber ist, daß der Finanzminister an seiner im Abgeordnetenhaus gethanen Aueßerung, er würde sich nach seiner Meinung des Landes- vertraths schuldig gemacht haben, wenn er zur Unterzeichnung eines internationalen Vertrages über Einführung der Doppelwährung ge- raten hätte, heute wiederholt festhielt. Nachdem Abg. Bambergers nochmals einige Kardorff'sche Irrthümer belächelt und Abg. Kink über die zahlreichen Petitionen Bericht erstattet hatte, wurde der Antrag Kink, die verb. Regierungen um eine erneute eingehende Prüfung der Währungsfrage zu eruchen, mit 145 gegen 119 Stimmen ange- nommen. Für die Bedeutung des Beschlusses ist bezeichnend, daß Windthorst und Fürst Bapfel unmittelbar vorher noch einmal aus- drücklich erklärt hatten, daß die Abstimung ihrer Freunde für den Antrag keineswegs eine materielle Stellungnahme in der Währungs- frage enthalte. Beim allgemeinen Pensionsfonds trugen die Abg. Strudmann und Ulrich einige Wünsche wegen Befreiung von Härten vor, von welchen pensionirte Soldaten betroffen werden, wenn sie in andere besoldete Stellen eintreten. Der Kriegsminister dankte für das Wohlwollen gegenüber den pensionirten Militärs, betonte aber die sehr großen Schwierigkeiten der Frage. Unter den einmaligen Aus- gaben des Auswärtigen Amts werden für Errichtung von Gebäuden

in den Schuß-
146 000 M. ge-
zu bewilligen.
rückverweisen a.
Commissars in
ist dieser Abg.
sprechend jebe-
52 000 M. abge-
Angriff gegen
daß Herr Nicht-
Debatte eintrif-
das Selbstmör-
Bewilligung a.
Hauies. Damit
lichtet einer A-
berger mater-
mehr zur Ver-
Thatsache ist
schlag für die
noch die Natio-
hat. Bei den
Postgebäude in
angenommen.

* Berlin, heute den Auf-
über das Auf-
hebung des Auf-
öffentliches An-
namentlich bei
willkürlichen V-
interesse gefüh-
Sprache, welche
Anliegen der
Dr. Friedberg
seine Abbitte
und er habe n-
Stättenprojekte
Nicht nicht ge-
genossen führt
aus; es scheint
geführt werden
und Localfrage
rheinischen Ge-
der Referendar
örteten die J-
Gladbach erwie-
wurde zu En-
Präsidentenwa-
(Gef.)

gand). De-
Gegenwärtig
treffend die
und Lehrerin
der Provinz
bezirks Oppe-
der Lehrer
gebührt dem
Begründung.
Lehrer- und
stehenden Be-
und Lehrerin
§ 16, § 17
nicht richter-
bestimmte D-
übernimmt
auf dem Land-
des § 53 Zite-
schaften auf
aufgelegt w-
die Verstrafu-
ordnung für
11. Decemb-
1801 für die
und auf der
schaft Glah-
(Wie)

einem Artikel
gion“ Stellung
Genossen, die
zu betrachte
glauben offen-
den Jahrtra-
krat“ erklär-
so sagt er,
lich auch ge-
holen wir.
Macht der K-
wir uns do-
sei es auch
religiöses Be-
rein weltlich
genügt es d-
geschehen
genommen, w-
Angehörig
sie ruhig ge-
nur, so we-
der heutigen
und geistigen
Sinne wird
vorfache“ a-
„Herumbur-
drückt einen
einen viel
multile A-
„formell“ f-
„thatsächlich
vorfache“ n-
gionsfeindlich

* Paris.
Beltrunkens-
son nach i-
ursacht hab-
des von ich-
richts. All-
genden Sü-
* Paris.
betr. Mittl-
„Wir find
kein derar-
Etienne er-
unter Thi-
Campenon
reifen, un-
französisch-
von den t-
der mindes-

in den Schutzgebieten nach dem Antrag der Budgetcommission 146.000 M. gefordert. Abg. Windthorst beantragte, nur 94.000 M. zu bewilligen. Die Debatte ist beendigt, und die Commission zu rückverweisen gewesen, weil ein Platz für das Gebäude des deutschen Commissars in Angola Bequema noch nicht gefunden war. Inzwischen ist dieser Platz ausfindig gemacht, und die Commission hat dementsprechend jene Summe beziffert. Wenn Herr Windthorst trotzdem 52.000 M. abgelehnt wissen wollte, so schien das einen neuen scharfen Angriff gegen die Colonialpolitik anzudeuten. Auch die Thatsache, daß Herr Richter zu dieser Angelegenheit erschienen war und in die Debatte eingriff, schien derartige Vermuthungen zu bestätigen. Aber das Schicksal der Angelegenheit ist noch unklar. Herr Windthorst hat die Debatte eingeleitet, als Consequenz der früheren Beschlüsse des Hauses. Damit war den Herren Windthorst und Richter die Möglichkeit einer Aufbauschung der Sache genommen. Was Herr Windthorst materiell gegen die Colonialpolitik vorbrachte, sollte wohl mehr zur Verurteilung des negativen Flügels seiner Fraktion dienen. Thatsache ist, daß der von ihm geführte bejahende Flügel den Ausschlag für die Annahme der vollen Forderung, für welche außerdem noch die Nationalliberalen und die Conservativen stimmten, gegeben hat. Bei den einmaligen Ausgaben der Postverwaltung wurde das Postgebäude in Altona, entgegen dem Beschlusse zweiter Lesung, angenommen, und dann die Staatsverwaltung auf morgen verlegt.

Berlin, 11. Febr. (Das Abgeordnetenhaus) berathet heute den Justizetat. Bei dem Ministergehalt flage Abg. Richter über das Anklagenmonopol der Staatsanwaltschaft, welche bei Erhebung von Anlagen nach subjektivem Ermessen entscheide, ob ein öffentliches Interesse vorliege. Dies habe in verschiedenen Fällen, namentlich bei Erhebung von Verleumdungsklagen zu einer ungleichen willkürlichen Behandlung im persönlichen oder politischen Interesse geführt. Dann brachte der Redner die Diktandenprozedur zur Sprache, welche den Prozess der schlimmsten Art seien und dem Ansehen der Rechtspflege Schaden gebracht hätten. Justizminister Dr. Friedberg bemerkte, durch generelle Verfügungen lasse sich hier keine Abhilfe schaffen; es müsse jeder einzelne Fall geprüft werden und er habe nöthigenfalls stets Remede eintreten lassen. Ueber die Diktandenprozedur glaubte er als über noch schwebende Prozesse ein Urtheil nicht abgeben zu dürfen. Die Anlagen seines Fraktionsgenossen führte dann Abg. Mundel in heftiger Weise noch weiter aus; es scheide, daß auch in der Justiz das System Putzhammer eingeführt werden solle. Alsdann verließ die Verhandlung in Detail- und Localfragen. Abg. Jagen wünschte die baldige Regelung des rheinischen Grundbuchwesens. Abg. Böcker besprach die Vorbildung der Referendare, die Abg. Trimborn, Mooren und Seyffardt erörterten die Frage, ob ein neues Landgericht in Grefeld oder in Gladbach errichtet werden solle u. a. Die Beratung des Justizetats wurde zu Ende geführt. Nächste Sitzung: Sonnabend, definitive Präsidienwahl, Etat.

(Gesetzentwürfe gegen die polnische Propaganda.) Dem Abgeordnetenhaus sind folgende beiden Gesetzentwürfe zugegangen: 1) Entwurf eines Gesetzes betreffend die Anstellung und das Dienstverhältniß der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen in Gebieten der Provinzen Westpreußen und Posen und des Regierungsbezirks Oppeln. Das Gesetz verfügt: § 1. Die Anstellung der Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen gebührt dem Staate allein. Alle hinsichtlich des Ernennungs-, Beförderung-, Wahl- und Vorstufungsrechtes bei Beförderung von Lehrern- und Lehrerinnenstellen an Volksschulen entgegengesetzten Bestimmungen sind aufgehoben. § 2. Gegen Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen kann die in § 16, § 33 und § 34 des Gesetzes betreffend die Disziplinargesetze nicht richterlichen Beamten u. s. w. vom 21. Juli 1852 bestimmte Disziplinarstrafe verhängt werden. § 3. Der Staat übernimmt vollständig die Unterhaltung der Volksschulen auf dem Lande diejenige Verpflichtung, welche durch die Vorschrift des § 53 Titel 12 Theil 2 des allgem. Landrechts den Gutsbesitzern auf dem Lande gegenüber ihren damaligen Unterthanen auferlegt wurde. 2) Entwurf eines Gesetzes betreffend die Bestrafung der Schulverweigerung im Gebiete der Schulordnung für die Elementarschulen der Provinz Preußen vom 11. December 1845 und des Schulreglements vom 18. Mai 1801 für die niederen katholischen Schulen in den Städten und auf dem platten Lande von Schlesien und der Grafschaft Glatz.

(Wie gnädig!) Der „Sozialdemokrat“ nimmt in einem Artikel „Unser Programm und die Frage der Religion“ Stellung zu dem kürzlich erwähnten Vorschlage eines Genossen, die Religion künftig nicht mehr als „Privatsache“ zu betrachten, sondern die Kirche und den christlichen Aberglauben offen und unumwunden anzugreifen und zu verwerfen. Den Jahraufstand alten Bau einzuräumen. Der „Sozialdemokrat“ erklärt, diesen Vorschlag bekämpfen zu müssen. „Denn“, so sagt er, „eine religiöse Ueberzeugung ist ja doch schließlich auch eine freie Meinung.“ Wie gnädig! wiederholen wir. Weiter wird untersucht, worauf denn heute die Macht der Kirche sich begründe. „Im Theil, und das wollen wir uns doch gar nicht verhehlen, auf ein wirklich — und sei es auch nur bei „alten Weibern“ — noch vorhandenes religiöses Bedürfnis, zum Theil aber auf eine ganze Reihe rein weltlicher, rein materieller Faktoren. . . . Für uns genügt es durchaus, wenn den Religionsgemeinschaften alle gesetzlichen Vorrechte gegenüber anderen Vereinigungen genommen, wenn sie lediglich auf den freien Zupfuch ihrer Anhänger angewiesen werden. So lange sie den finden, mögen sie ruhig fortexistieren. Von Partei wegen bekämpfen wir sie nur, so weit sie uns politisch und sozial als Schleppträger der heutigen Ausbeutergesellschaft, als Träger der politischen und geistigen Unterdrückungspolitik entgegenstehen.“ In diesem Sinne wird das Postulat „Erklärung der Religion zur Privatsache“ aufrecht erhalten. Dieser Satz sei nicht nur ein „Herumblüthen“ um die Frage der Religion, sondern er drücke einen ganz bestimmten Standpunkt zu derselben aus, einen viel bestimmteren, als die vom Genossen „H.“ formulierte Forderung. — Ein rheinisches Blatt bemerkt dazu, „formell“ sei also der übereifrige „Genosse H.“ abgetrumpft, „thatsächlich“ aber sei die Erklärung der Religion als „Privatsache“ nur Lärm, um Gimpel zu fangen, und die Religionsfeindschaft ein Hauptdogma des deutschen Sozialismus.“

Paris, 11. Febr. (Oberst Herbingen) der durch Betruglichkeit im kontinentalen Feldzug den Fall von Langson nach der Behauptung des Oberkommandirenden verursacht haben sollte, erzielte heute eine günstige Entscheidung des von ihm in dieser Angelegenheit verlangten Kriegesgerichts. Also ist es mit diesem einen deutschen Namen tragenden Sündenbock nichts.

Paris, 11. Febr. (Das Repetirgewehr.) Zu der betr. Mittheilung (siehe gestriges Blatt) bemerkt der Temps: „Wir sind ermächtigt, diese Nachricht bestimmt zu widerlegen. Kein derartiger Befehl wurde der Waffenfabrik in Saint Etienne erteilt.“ Die Einführung des Repetirgewehrs war unter Thibaudins Ministerium schon fast im Treiben, Campenon aber ließ den Plan, wo nicht ruh'n, so doch reifen, und die Unkosten sind für den jetzigen Stand der französischen Finanzen in der That gewaltig, ganz abgesehen von den taktischen Bedenken. Der französische Soldat ist der mindest befähigte für ein Gewehr, das, ganz von allem

ändern abgesehen, einen Mann erfordert, den der Offizier ganz in der Hand hat, und einen Offizier, der kalblütig und todessüchtig ist und im Kampfe keine Minute die Ueberacht verliert, was das Repetirgewehr frisst und was an Futter noch vorhanden ist; denn der Sieg gehört dem, der im entscheidenden Augenblick für die besten Schützen die ruhigsten, die meisten Schüsse zu versenden hat.

*** London, 11. Febr.** (Der gestrige Tag) ist ohne weiteren Pöbelreiß verlaufen. Doch versichern alle Blätter einstimmig, daß der Tag wohl der angstvollste gewesen, welcher London seit Jahren erlebt. Fast in der ganzen Stadt waren die Läden nachmittags geschlossen wie Sonntags und theilweise verbaricadirt.

Locales von Sieg und Lahn.

*** Siegen, 11. Febr.** (Dr. Pastor Achenbach bestätigt.) Sicherem Vernehmen nach hat das Consistorium zu Münster von den demselben von der hiesigen Kirchengemeinde präsentirten beiden Herren Pastor Achenbach als ersten Pfarrer unserer Stadt bestätigt. Der mit Spannung erwartete Bescheid der kirchlichen Oberbehörde wird nicht verfehlen, die allgemeine Freude hier hervorzuheben.

*** Siegen, 10. Febr.** (Ordensverleihung.) Der heute hier eingetroffene Reichsanwalt meldet offiziell die Verleihung des R. Kronenordens IV. Cl. am Bande an Hrn. Verwalter Johannes Hoffmann zu Dahlbreich.

*** Siegen, 12. Febr.** (Der Armenunterstützungs-Verein) hält morgen Abends 8 Uhr im Saale des Hotel Koch seine Generalversammlung. Wir wollen auch an dieser Stelle zum zahlreichen Besuch derselben einladen, die einzige Gelegenheit fast, bei welcher die Mitglieder ihrem arbeitserbaitenden Vorstand den Dank für die Ungelegenheit und Unermüdlichkeit ausdrücken können, mit welchen dessen Mitglieder sich der Leitung der Vereinsangelegenheiten unterziehen.

*** Siegen, 12. Febr.** (Vortrag Gerhard Nolhs.) Der berühmte Redner hielt gestern im Erholungsstale vor zahlreichem Auditorium den angekündigten Vortrag. Von der deutschen Auswanderungslust auszugehen, die bisher nach Ländern gerichtet war, in denen der Deutsche seine Nationalität in Kürze einbüßte, begrüßte er die neuen Colonialbestrebungen des Reichs, zu denen der Hamburger Vortrags den ersten Anstoß gegeben habe. Die nun folgende Besprechung Ostafrikas war durch den fortlaufenden Vergleich mit dem bekannten Südamerika doppelt anschaulich. Redner hob die Fruchtbarkeit unserer ostafrikanischen Colonien hervor, welche die gepriesene Produktionsfähigkeit Südamerikas in den Schatten stelle. Durch den Wasserreichthum jener Gegenden werde unter der afrikanischen Sonne der obste Boden ertragsreich. Rüste und Klima faulen eingetragene Schilddrüsen. Das letztere sei durchaus nicht so ungesund, wie die Gegner der Colonialpolitik ausstreuern, nur müsse der Europäer mit seinen Lebensgewohnheiten sich danach einrichten, passende Kleidung tragen, Spirituosen vermeiden u. Weltmarktfähige Produkte, welche jetzt schon ausgeführt werden, sind Kaffee u. Copra, Elfenbein, Häute und Straußfedern. Thee- und Caffeestauden müßten bei einiger Sorgfalt reichlich Ertrag liefern. In welcher Weise der Export von Colonien gehoben werden könne, dafür führt Redner das Beispiel des Straußenfeder-Handels am Cap an. Vor 20 Jahren existierte dort dieser Vogel noch gar nicht, heute dagegen werden — für 20 Millionen jährlich Federn ausgeführt. Die Völkerrämme theilt er in gutartige und blutdürstige, doch seien beide culturfähig, auch nicht arbeitsscheu, wenn sie vorläufig auch nicht mehr schafften, als eben zu ihrer Ernährung nöthig sei. Auch eine gewisse Religionsausübung ist wahrzunehmen, wenn dieselbe auch noch auf einer sehr geringen Stufe steht und selbst der Menschensopfer sich noch nicht begeben habe. Das eheliche Leben steht durchaus nicht so tief, als in einzelnen Schilderungen behauptet wurde, eine gewisse eheliche Treue und große Kinderliebe finde man bei allen Stämmen. Den Missionaren sei ein großes Feld jegensreicher Thätigkeit dort offen. Der Sklavenhandel sei zwar verboten, jedoch herrsche die Sklaverei überall; der Sultan von Sansibar allein besitze 60.000 Sklaven. In Sansibar lebe Nolhs längere Zeit als deutscher Regierungsausschuss, er schilderte den Sultan als geistig gutveranlagten Mann, dem die Einführung mancher neuen Einrichtung zu verbanen sei, wie der Post, des Telegraphen u. s. w., wenn er auch sonst den orientalischen Despoten nicht verleihe. Stadt Sansibar mache vom Meere aus gesehen, den Eindruck einer italienischen Stadt. Der Schluss des Vortrags war ein Hinweis auf den Dank, den unsere Enkel und Enkelkinder berechnen der jetzigen Zeit abtathen werden dafür, daß sie uns Kämpfer erschlossen und dem Schutz des Reiches unterstellt hätten, wobei die immer größere werdende Ueberbevölkerung des Mutterlandes abgeleitet werden könne, ohne unserer Nation verloren zu gehen und unter glücklichen Umständen. — Die Versammlung sollte dem Redner, der seit seinem letzten Vortrag hier bedeutend gealtert erschien, den Einfluss der afrikanischen Sonne wohl, lebhaften Beifall. In den letzteren darf sich mit dem Redner auch Herr Direktor Knops als Veranstalter des Abends theilen, um so mehr als Herr Knops auf sein eigenes Risiko Herrn Generalconsul Nolhs hierher hat, während der erfreulichen Ueberdunkel des Abends in die Rasse des Armenunterstützungsvereins abgeführt wird.

*** Siegen, 12. Febr.** (Concert des Musikvereins.) Mehrfachem Wunsch gemäß veranstaltet der Siegener Musikverein, abweichend von dem bisherigen Brauch, nur klassische Vorträge zur Aufführung zu bringen, am nächsten Sonntag ein Concert, worin dem verschiedenartigen Geschmack in geeigneter Weise Rechnung getragen wird. Frische, heitere und ernste, ergreifende Gefänge für gemischten Chor, melodische, liebliche Frauenchöre, naive und charakteristisch-populäre Doppelquartette wechseln mit Clavier- und charakteristischer Meisterwerke, Compositionen für vier und acht Hände und symphonischen Trios für Harmonium, Clavier und Geige. Rechnen wir dazu die von vielen Seiten in Aussicht gestellten, nach dem Concerte stattfindenden instrumentalen und gesanglichen Einzelparties der Musikvereins-Mitglieder, vielleicht auch noch einzelner Humorsittiche, so kann sich die hoffentlich aus allen Kreisen bestehende zahlreiche Zuhörerschaft einen recht genussreichen Abend versprechen. Der billige Eintrittspreis von 75 Pfg. im Voraus ermöglicht selbst wenig Bemittelten, an dieser musikalischen Abend-Unterhaltung Theil zu nehmen.

*** Siegen, 12. Febr.** (Zauberschauspiel.) Die gestern Abend im großen Saale der Bürgergesellschaft stattgehabte erste Vorstellung des Zauberschauspiels Herrn J. Jochims, eines Sohnes unserer Stadt, hatte eine gewaltige Zugkraft auf das Publikum geübt; der Saal erwies sich gut besetzt und dürfte heute, bei der zweiten und letzten Vorstellung, noch bedeutend zahlreicher besucht werden, denn die sämtlichen Anwesenden spendeten ausnahmslos den Leistungen des Künstlers warmes Lob und ungetheilte Anerkennung. Herr Jochims arbeitet mit seltener Leichtigkeit und Eleganz; er führt einzelne Nummern aus, die in der Unbegreiflichkeit von Urräde und Wirkung geradezu verblüffend wirken. Ihm entschwinden und entfehen Gegenstände unter den Händen, bei denen der Zuschauer auch nicht die Ahnung hat, wohin oder woher sie gekommen. Dabei sind die Apparate, denen ja jeder Künstler auf diesem Gebiete bedarf, reich und geschmackvoll; die Klänge der Musik begleiten die subtile Arbeit. Auch die Vorführungen a la Cumberland, das Anlegen von Fesseln und das Entleeren derselben, wirkte höchst überraschend. Es darf behauptet werden, daß keiner der früher auf diesem Gebiete hier schon thätig gewesenen Künstler die Leistungen des Herrn Jochims übertrifft, und empfehlen wir die heutige Vorstellung allen Freunden dieser magischen Kunst.

*** Siegen, 11. Febr.** (Fischereifrevel.) In gestriger Strafammerverhandlung wurde der Maurermeister F. von Laasphe wegen unberechtigten Fischens unter Anwendung verbotener Mittel zu 150 M. Geldbuße, seine drei Gesellen, die ihm dabei beihilft waren, zu je 15 M. verurtheilt. Die Leute sollten einen Damm ansbessern bei Laasphe und zu dem Ende einen Graben ziehen, der das Wasser eines Tümpels in's Lahnbett ableite. Der Tümpel war aber mit einigen 100 Forellen besetzt, die sich der Herr Maurermeister vorher zu Gemüthe ziehen wollte. Zu dem Ende warf er Kalkstaub in das Wasser, worauf die Forellen todt oder betäubt an die Oberfläche kamen und nun zusammengekauft wurden. Einer der Arbeiter besorgte das, der dabei bis auf den Kopf nah wurde, wie der die Frevler überraschende fürstliche Fortbeamtet constatirte hatte. Un-

angenehm berührten die kläglichen Ablehnungsversuche der Angeklagten. Der Förster hatte in einer Vertiefung etliche 60 Forellen gefangen, die dort zusammengelegt und mit abgerupften Gras und Kufallig bedeckt waren. Davon wußte natürlich niemand etwas, die Angeklagten wollten höchstens jeder einen Fisch für ihre Kage mit nach Haus nehmen und der Herr Maurermeister, sprach von einem neuentdeckten Mittel, Geheimniß eines Freundes, aus 22 Procent ungelöschtem Kalkstaub, Salmiak und zerstoßenem Glas bestehend, mit welchem er einen undichten Damm, durch welchen das Wasser hindurch sickerte, fittten wollte. Bei diesem Ritten sei dann ganz zufällig das Wasser des Tümpels milchig gefärbt worden. Der Gerichtshof ging denn in seinem Strafzumach angesichts solcher Ausredeverfuche über den Antrag des Hrn. Staatsanwalts (100 M.) noch in der erwähnten Höhe hinaus.

*** Siegen, 12. Febr.** (Zur Vogelfütterung im Winter.) Hierüber steht in der „Zeitschr. des Verbandes rhein.-westf. Thierischungsvereine“ zu lesen: Vielfach wird die Frage aufgeworfen: „Womoll sollen wir die Vögel in Winterzeit füttern?“, und gar mancher unserer Leser wird unter diesen Fragen den sein. Wir wollen als Antwort die Anweisung geben, wie solche unser Kalendermann im diesjährigen Deutschen Thierischkalender seinen kleinen Freunden zur Vogelfütterung erteilt. Er schreibt aus seiner Erfahrung: Die verschiedenen Futterarten, welche bei der Fütterung der Vögel im Winter Verwendung finden, sind folgende: Weizen, Hafer, und Kleben gehören für Stieglitz, Hänfling und Finken. Wenn ihr den Käfig eures Kanarienvogels reinigt, gibt es stets viel Abfall, welchen ihr zum Füttern der Vögel im Freien benutzen könnt. Goldhuhn- und Vogelbeeren, Kirschen (Quart) und geriebene oder zerstoßene Rüben sind die Lieblingsspeisen aller Arten von Drosseln, zu welchen auch die Amseln gehören. Nicht vorzuziehen müßt ihr zu die Meisen sein, welche insofern sehr nützliche Vögel sind, als sie am fleißigsten schädliche Insekten aller jeglichen Art vertilgen. Gequackte Körner, Gurken- und Sonnenblumenkerne, welche ihr während des Herbstes sammeln könnt, dienen ihnen im Winter zur Nahrung. Wenn ihr die Winter schon bittet, schenkt sie Euch wohl ein Stüchden Salz oder einen Schinkenknochen. Kängel bestehen aus den Zweig eines Baumes, dann sollt ihr bald sehen, wie die hungrigen Gäste in großer Gesellschaft bis zum letzten Stüchden das Fleisch von den Knochen abtragen. Außerdem die größte Lieblingspeise der Meisen. Wenn ihr recht geduldig seid, könnt ihr diese Thiere damit so zähmen, daß sie Euch die Kerne aus der Hand fressen.“

Bermischtes.

— Saarbrücken, 6. Februar. (Harte aber verdiente Strafe.) Vor der Strafkammer in der gestrigen Sitzung, berichtet die „Saarbr. Ztg.“, stand eine schon bejahrte, bereits seit 30 Jahren in St. Johann thätige Hebamme unter der Anklage, im Juni v. J. daselbst durch Fahrlässigkeit den Tod einer Wöchnerin verursacht zu haben. Die leidige Manier vieler Hebammen, sich gegen die Heberufung eines Arztes recht lange zu strecken, hatte den Tod der Frau nach drei Wochen zur Folge. Die Angeklagte wurde für schuldig befunden und zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt.

— (Ein fabelhaftes Glück) ist dem Reichmeister Wormser in Mülhausen i. E. laut Meldung der „Straßb. Post“ zugefallen. Derselbe hatte vor Jahresfrist bereits 150.000 Fr. auf eine Obligation der Stadt Paris gewonnen, und jetzt hat er wieder bei der letzten Ziehung dieser Obligationen 100.000 Francs gewonnen.

— (Wohl bekomme!) Es muß eine „seine Familie“ gewesen sein, die vor wenigen Tagen das Geburtstagsfest der Hausfrau in einem Austerkeller beging. Beim Selt kam man auf die verschiednen Delikatessen zu sprechen und ein Mitglied der Familie behauptete, es gebe nichts über „Fliegen“. Er ging eine Wette um 300 Mark ein, daß er 50 Fliegen verpeisen würde. So schwer es auch war, diese Zahl um die Jahreszeit aufzutreiben, es gelang schließlich. Auf silbernem Präsentirteller wurde sie ihm vorgelegt. . . . doch genug, er hatte die Wette gewonnen und spülte das leere Mahl mit einem Glase Heideisch herunter. Die Sache wird der „Nat.-Ztg.“ mit allem Namen und Einzelheiten berichtet, so daß ein Zweifel daran nicht bestehen kann.

Haus- und Volkswirtschaftliches.

— (Ein wohlgepflegter Düngerhaufen als Heiraths-Vermittler.) Unter diesem Titel bringt der „Praktische Landwirth“ einen in einem landwirthschaftlichen Kasino gehaltenen Vortrag über die Bedeutung des Düngers. In demselben wird für den Werth des Düngers u. s. w. folgendes Beispiel angeführt: „Ein Bauer geht mit seinem erwachsenen Sohn in die Kirche. Unterwegs nahm sich der Sohn ein Herz und sagte: „Vater, laßt's Ihr mich den Fasching nicht heirathen?“ „Freilich Gottlieb, kannst heirathen“, sagte der Vater, „ich hab' schon etwas für Dich.“ Sprach weiter nichts, und als sie gleich darauf beim Eingang ins Kirchdorf an einem großen Wirthschaftshofe vorübergingen, sagte der Vater: „Siehst, Gottlieb, da den großen Hof und den noch größeren Düngerhaufen? Da heirathest hinein!“ . . . Und dabei blieb's. Der Alte hatte sich nicht verrechnet; er schloß ganz richtig, daß, wo ein so großer wohlgepflegter Düngerhaufen sei, Ordnung im Hause und Ordnungssinn und Fleiß bei der Tochter, aber auch Geld im Kasten sein mag; und so war's auch! Der Gottlieb hat's nicht bereut. Daher richte ich an alle Landwirth, an die Mütter und Töchter die Mahnung, die Zehnkreuzerflücke, welche durch den Jauchekanal verloren gehen, die Gülten, welche im Dünger stecken, hübsch zusammenzuhalten. Ganz leicht kann in einem mittleren Wirthschaftshofe für 100 und 200 Gulden Werth jährlich mehr Dünger erhalten, können für ein paar hundert Gulden Produkte mehr erzeugt werden, und das giebt in 20 Jahren ein paar tausend Gulden oder eine Mitgift, und wo diese ist, da braucht's nicht lange zum Heirathen. Und so hängt eine gute Düngerwirthschaft damit zusammen.“

Erklärung.

Aus Anlaß der Aeußerungen, welche in der vorletzten Nummer des Siegener Volksblatts über mich gemacht worden waren, ist vielfach die Meinung entstanden, ich habe jedenfalls schon mehrere Artikel genanntem Blatte zugehen lassen. Daraufhin erkläre ich nun hiermit, daß ich außer der Scherz-Anzeige vom Sylvester-Abend, als deren Verfasser ich mich nach dem Erscheinen des Blattes Tags darauf selbst sofort genannt habe, sonst noch nie einen Fehdebrief für das Siegener Volksblatt gethan und in keinem andern Falle, weder direct noch indirect, Veranlassung zur Aufnahme eines Artikels oder Inserats in dieses Blatt gegeben habe. Siegen-Eintracht, 12. Februar 1883. Carl Suttmeier.

Handels-Nachrichten.

**** Siegen, 12. Februar.** Die Notirungen in London betragen am 10. Februar: Kupfer, Chiliarren 40 L. — s. Blei, englisches 12 L. — s. spanisches 12 L. 10 s. Zink, speciale Marken 15 L. 7 s 6 d, gewöhnliche 15 L. 2 s 6 d, Silber 46 3/4 Pence.

**** Die offiziellen Notirungen in Paris betragen am 10. Februar für Kupfer, erste Marken 106.— fr., gewöhnl. Marken 102.— fr., Stangen und Platten 111.— fr., best selected 112,50 fr., Corococo-Garkupfer 105.— fr. Blei, gewöhnl. Marken frei Havre 30.— fr., do. frei Paris 31.— fr. Zink, schles. frei Havre 40,75 fr., andere gute Marken frei Havre 40,52 fr., do. frei Paris 40,50 fr. für 100 Ko. verzollt.**

Telegraphische Depeschen der Sieg-Zahn-Zeitung.

**** London, 12. Febr.** Gestern fanden in verschiedenen Provinzialstädten Kundgebungen arbeitsloser Menschen statt. In Leicester griff die Volksmenge mehrere Strumpfwarenfabriken an, welche wegen Strikes der Arbeiter feierten. Fenster wurden zertrümmert und Maschinen zerstört, bis die Polizei die Ruhe wiederherstellte.

am Markt in dem früheren Heinrich Schneider'schen Hause
von Grebecoeur.

2. Erscheinung
Ausnahme
und

No. 3

* **Be**
Gästen d

* **Be**
Gästen der
liche, in
welcher
bis kurz
Berlin t
ab mit
Gemeind
zialisteng
Woche,
kommen
man an
des Hau
entscheid
werden
weisslich
Herrn
züglick
werde, d
rüsfe die
die ange
geworden
Erklärung
auswärt
gebauten
fische R
lächst z
Deutschl
lassen.
dem er
gefeisch
□ **2**
nung,
Minor
im Abg
und de
Parteien
diejenige
Sucht,
schmähe
seiner
Paragr
die Opp
Welt is
entscheid
der Kö
hat?
als die
dem Fe
bestimm
ist die
und we
das zu
Mehrhe
Weise u

W
sie den
Schrift
führte
Garten
mit der
wächse
und den
an dem
entfuhr
Gästen
in der
Fluß l
fiel der
röthlich
gehende
hervor,
deutlich

wies n
schimm
hinzun
machen
Werder
„nach
das he
Weg d
Olberg
wird i
belehrt
„wenn
das H

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some minor creases and discoloration, characteristic of old paper. The left edge of the page is bound into the book's spine, and the dark inner structure of the binding is visible. The overall tone is a warm, off-white or light beige.